

Meine Damen und Herren, liebe Freunde der Bundesakademie, des Sommers und der Feste!

Keine Angst, bloß weil es jetzt um Kunst geht, wollen wir nicht gleich bedeutungsschwer werden. Im Gegenteil: Ich kann Ihnen versichern, dass die drei Preisträger, deren Lob ich heute singen darf, sich in ihren Arbeiten keineswegs weltabgewandt und elitär zeigen. Vielmehr haben sie sich der diesjährigen Akademiefrage mit klugem Witz gestellt. Das gilt für die Fotomontage von Christof Michael Fleischer ebenso wie für die Text-Foto-Serie von Rita König und die Kurzgeschichte von Eva Christina Zeller.

Warum das so ist? Zum einen natürlich wegen der drei Künstler und ihrer je eigenen Sichtweise auf die Preisfrage. Zum anderen aber wohl auch wegen der Preisfrage selbst. Die hat die Bundesakademie zwar nicht erfunden, wohl aber mit feinem Gespür ausgewählt. Erbeten war ein künstlerischer Kommentar zu einem Zitat des Malers und Bildhauers Martin Kippenberger.

„Arbeiten – bis alles geklärt ist“, so lautet dieses Zitat. Weil aber eine Akademiepreisfrage mit einem Fragezeichen enden muss, hat die Bundesakademie noch zwei bedeutsame Wörtchen angehängt: „Alles klar?“ Ursprünglich hat der vor rund zehn Jahren verstorbene Martin Kippenberger auf diese Weise übrigens eine Serie ironisch-plakativer Gemälde kommentiert, in denen er sich mit der Russischen Revolution beschäftigte.

Diesen Zusammenhang müssen wir hier nicht weiter beachten. Ohnehin scheint mir, dass Kippenbergers Aussage vor allem als Kommentar zur Arbeit des Künstlers zu verstehen sei, und zwar nicht nur der Arbeit des Künstlers Kippenberger, sondern aller Künstler schlechthin. Besonders gefällt mir in dieser Lesart ihre Unaufgeregtheit und ihr handfester, lebenspraktischer Bezug. Darin unterscheidet sie sich wohltuend von vielen anderen Äußerungen über Kunst.

Was hat man den armen Künstlern nicht alles abverlangt und zugemutet. Sogar die Künstler selbst haben bei diesem Spiel mitgespielt und lauthals verkündet, was Kunst auf jeden Fall solle, was sie aber keinesfalls dürfe. Werfen wir einen kurzen Blick auf drei handelsübliche Interpretationen:

1. Viele meinen, es sei des Künstlers vornehmste Pflicht, *Fragen* zu stellen, und zwar nicht etwa die „falschen“, sondern vorzugsweise die „richtigen“. Welche Fragen die „richtigen“ sind und wie man sie von den „falschen“ unterscheiden kann, ist allerdings weithin umstritten.

2. Andere erhoffen sich vom Künstler genau das Gegenteil, nämlich Antworten, und zwar entweder auf ihre eigenen Fragen oder auf diejenigen, die der Gesellschaft gerade „unter den Nägeln brennen“, wie man in diesen Kreisen gerne sagt. Das Spektrum der erbetenen Antworten reicht von Sinn und Zweck des Daseins bis hin zu Wahlempfehlungen für einzelne Parteien.

3. Dann wiederum gibt es diejenigen, die meinen, Kunst sei nur sich selbst verpflichtet und dürfe keinesfalls einen Bezug auf irgend etwas nehmen, das außerhalb ihrer selbst liege. Immerhin: Eine Kunst, die sich auf diese Weise selbst in die geschlossene Anstalt einliefert, bedeutet keine Gefahr für die Allgemeinheit. Ob sie ihr etwas zu bieten hat, steht auf einen anderen Blatt.

Mein berühmter Dichterkollege Robert Gernhardt hat zeitlebens über Kunst und die vielfältigen Erwartungen nachgedacht, die an sie gestellt werden. Ihm müssen all die rigiden Ge- und Verbote ziemlich auf die Nerven gegangen sein. Wie sonst wäre sein ironisches Spiel mit Künstlerklischees in dem Gedicht „Alles über den Künstler“ zu erklären?

Der Künstler geht auf dünnem Eis.
Erschafft er Kunst? Baut er nur Scheiß?

Der Künstler läuft auf dunkler Bahn
Trägt sie zum Ruhm? Führt sie zum Wahn?

Der Künstler fällt in freiem Fall.
Als Stein ins Nichts? Als Stern ins All?

Falls es wirklich Aufgabe der Kunst sein sollte, Fragen zu stellen, dann müssen wir an diesem Punkt neidlos eingestehen: Hier stellt mal einer die richtigen Fragen. Wo aber Gernhardt ironisch fragt, da gibt Kippenberger gewitzt Antwort. Und auch hier gilt: endlich die richtige. Lassen Sie uns ihm also eine Frage stellen, die entscheidende Frage: „Was macht der Künstler?“ Kippenbergers Antwort, Sie wissen es bereits: „Arbeiten – bis alles geklärt ist“.

Doch Vorsicht! Falls dies eine Antwort sein sollte, dann ist es eine Antwort mit eingebauter Falltür. Das „alles“ sich klären ließe, daran wird der ernsthafte Ironiker Kippenberger so

wenig geglaubt haben, wie der seriöse Komiker Gernhardt daran, dass sein Gedicht wirklich „alles“ über den Künstler sage. Und überhaupt: Was wäre denn dieses „Alles“? Mit anderen Worten: Was soll da eigentlich geklärt werden?

Das ist die große Leerstelle in Kippenbergers wunderbarer Sentenz, und die wird dadurch nur um so wunderbarer. Patentrezepte, ewige Gewissheiten, alles erklärende Weltanschauungen – die gibt es in der Kunst so wenig wie im restlichen Leben. Um mit uns selbst ins Reine, ins Klare zu kommen, müssen wir immer wieder aufs Neue an uns arbeiten.

Wie haben sich unsere drei Preisträger dieser Herausforderung gestellt? Ich sagte es schon: Auf eine Weise, die dem Geist der Frage von Grund auf gerecht wird. Schade nur, dass der Laudator in der Kürze der Zeit den drei Arbeiten nicht wirklich gerecht werden kann. Aber für einen genauen Blick, einen klärenden und anerkennenden, reicht die Zeit allemal.

Da wäre zunächst die Fotomontage von Christof Michael Fleischer. Sie zeigt in elf Einzelaufnahmen mosaikhaft eine Straßenszene am Frankfurter Römerberg. Architekturkenner und Ortsansässige werden bemerken, dass die Szene vor dem Haus Frauenstein und dem sogenannten Salzhaus spielt. Das Salzhaus ist in Fleischers Aufnahmen mit einer Bauplane verhängt, allerdings nicht mit einer der üblichen, schmucklosen, sondern einer, die die Fassade des Hauses vor Beginn der Arbeiten zeigt. Wir ahnen zwar nur, wohin die Arbeit führen wird, aber wird sehen doch, welchen Ausgangspunkt sie nahm. Wirklich?

Hinzu kommt nämlich, dass wir auf der bedruckten Plane nicht etwa die Fassade des historischen Salzhauses aus der Renaissance sehen, sondern jenes umstrittenen Baues, der das zerstörte Original in den fünfziger Jahren ersetzte. Hier wird also nicht einfach ein Haus saniert, sondern zugleich ein seltsames und doppelbödiges Kulissenspiel mit dem Alten und dem Neuen, mit deutscher Zukunft und Vergangenheit betrieben.

Christof Michael Fleischer ist nicht nur bildender Künstler, sondern auch Schauspieler. Als solcher weiß er aus eigener Erfahrung, was vor und hinter dem Vorhang passiert; auch mit Inszenierungen dürfte er sich gut auskennen. So wundert es nicht, dass seine Arbeit gleich mehrfach die Doppelbödigkeit seines Motivs widerspiegelt. Zum Beispiel weisen die elf Einzelaufnahmen feine Unterschiede in den Licht- und Windverhältnissen auf. Auch die Darstellung spielt also – wie das Motiv – auf mehreren Zeitebenen.

Der Clou aber ist Art der Darbietung, die Fleischer gewählt hat: Seine elf Einzelbilder eröffnen sich dem Betrachter in Form eines Bildschirmschoners. Diese unpräzise Präsentation setzt der Sache sozusagen das Sahnehäubchen auf, denn der Bildschirmschoner ist ja seinerseits Verhüllung und Verbrämung, hinter der *was* lauert? Richtig: die Arbeitsoberfläche. Wiederum werden wir von Oberfläche zu Oberfläche verwiesen, ohne erkennen zu können, was wirklich geschieht. Und auch hier gilt: Eine Antwort, eine Wertung wird jeder Betrachter für sich selbst finden müssen.

Rita König arbeitet in ihrem Beitrag ebenfalls mit Fotos, allerdings ergänzt um erläuternde Bildunterschriften und Kommentare. Für diese Text-Bild-Mischung eignet sich die von ihr gewählte Form des Leporellos ganz hervorragend. Ein Leporello erhält man, wenn man einen längeren, rechteckigen Papierstreifen mehrfach so faltet, dass eine Art Ziehharmonika mit jeweils sechs Vorder- und Rückseiten entsteht. Die meisten kennen das Format von Info- und Werbebroschüren.

Rita König aber will nicht werben, sie will klären, und dazu hat sie sich dem vielleicht elementarsten denkbaren Bereich zugewandt, wo so etwas stattfindet: „Klärwerk“ lautet der Titel ihrer Arbeit, und die Arbeitsweise eines ebensolchen wird in den sechs Schritten dargestellt, die ihr das Leporello-Format bietet. Auch dabei weiß Rita König übrigens ein Zitat Martin Kippenbergers an ihrer Seite: „Hinter den symbolischen Überlagerungen“, so Kippenberger, „liegt in all seiner Banalität das Leben selbst.“

Die Künstlerin, eigentlich im sprachlichen Bereich zu Hause, hat diese symbolischen Überlagerungen konsequent weggespült, und was nun als braune Brühe durchs Bild fließt, mit der schön lapidaren Bildunterschrift „Nicht nur Regenwasser“ versehen. Die Unterzeile der letzten Fotoseite verkündet dann glücklichen Vollzug: „Arbeit vollbracht: Alles klar!“ Bis dahin allerdings sind einige Schritte zu durchlaufen. Auf den Bildrückseiten werden sie erläutert: Begriffe wie „Bandräumer“, „Schwachlastbelegung“ und „Denitrifikation“ belegen, dass es der Künstlerin ernst ist mit dem Interesse am Leben diesseits der symbolischen Überlagerungen. Einen deutlicheren, sozusagen „klarerer“ Widerspruch zum *l'art pour l'art*, zu einer Kunst im Elfenbeinturm, kann man sich kaum vorstellen.

Eva Christina Zeller hat Martin Kippenbergers Zitat ebenfalls wörtlich genommen, und zwar, wenn ich sie recht verstehe, in dem Sinn, den auch ich ihm vorhin unterstellt habe: als Kommentar zur künstlerischen Arbeit. In einer trocken witzigen Kurzgeschichte stellt sie uns eine ungewöhnliche Heldin vor – und ein ungewöhnliches Verhältnis zwischen Leben und Kunst:

was ist arbeit? es ist als frage man dich, was ist leben, das atmen ist doch schon arbeit und wenn man es bedenkt, dann ist ein gedicht darüber zu schreiben weniger arbeit, als dieses leben zu leben, was doch viel arbeit ist, weil man ihm nicht entkommt

Die Protagonistin der Geschichte hat einen ungewöhnlichen Berufsweg hinter sich. Als zwölfjähriges Fleuropmädchen radelte sie mit Blumenkränzen um den Hals in die örtliche Leichenhalle. Später zog sie dann in einer Peep-Show die Blicke auf sich, war Aktmodell, Liebesbriefschreiberin und noch einiges mehr. Wir merken schon: Nacktheit, Tod und Kunst sind hier eng miteinander verbunden. Ob diese Art von Arbeit der Klärung dient?

Tatsächlich scheint die Notwendigkeit des Broterwerbs der namenlosen Frau eher im Weg zu stehen, als zur ihrer Selbstklärung beizutragen. Eigentlich möchte sie nichts als schreiben, aber das Leben wirft ihr immer wieder Stöcke zwischen die Beine. Dass sie sich schließlich mit dem Schreiben von Second-Hand-Gedichten zufriedengibt, weil ihr die Jobagentur dies nahelegt, glauben wir ihr dennoch nicht. Schließlich verdanken wir ihr so denkwürdige Sätze wie diesen:

die betreiber der peepshow sagten mir, dass ich kein notizbuch und keinen stift in die kabine mitnehmen dürfe, das sei nicht sexy, gedichte schreiben sei nicht sexy und dann saß ich bald wieder an der frischen luft.

Womit sich wieder einmal zeigt, dass Literatur am besten für sich selbst spricht. Die Arbeiten unserer drei Preisträger hingegen zeigen, dass Kunst fast alles kann: Sie kann Fragen stellen, sie kann Antworten geben, und sie muss sich keineswegs dem Leben entziehen, um zu sich selbst zu kommen. Mehr Erkenntnis, mehr Klarheit kann kein Mensch von einer Akademiepreisfrage verlangen. Und damit wäre auch meine Arbeit getan. Ich wünsche Ihnen allen noch einen schönen Abend und frohes Weiterfeiern – bis alles geklärt ist.